

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 7

Artikel: Eine Puppe, die einst Tommy hiess
Autor: Gasser, Irene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665905>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER NEUJAHRSWUNSCH DES KÖNIGS

Das Herz schlägt höher ...

Noch im 16. Jahrhundert war es üblich, sich am Neujahrstag zu beschenken. Der Nürnberger Patrizier Anton Tucher hat in seinem, um das Jahr 1500 herum geführten Haushaltsbuch genau verzeichnet, was er verschenkte und wieviel jede Gabe kostete. Er verbuchte bares Geld, Möbel, Seidenstoffe, ganze Stücke Leinen. Aber er beschenkte nur die weiblichen Mitglieder seiner Familie, selten ein Kind, nie seine Söhne und nie die Dienstboten.

Als Kardinal Dubois einmal gar keine Miene machte, die erwarteten «étrennes» zu geben, erlaubte sich der Diener, seinen Herrn daran zu erinnern. «Ich schenke dir alles», antwortete der Kardinal auf diese Anzapfung, «was du mir im letzten Jahr gestohlen hast. Du kannst es mit gutem Gewissen behalten!»

Wenn sich die Neujahrsgeschenke später auch auf Weihnachten verschoben, gewisse Abgaben blieben doch an Neujahr haften und wuchsen sich zu äusserst lästigen Steuern aus. So wurde 1798 in Preussen verboten, dass die Apotheker den Aerzten zu Neujahr Geschenke gäben. Noch im 19. Jahrhundert wurde darüber geklagt, dass Prediger und Lehrer gezwungen wären, am Neujahrstage von Haus zu Haus zu gehen und mittels Gratulationen einen Teil ihres Gehaltes einzusammeln.

Die «Vossische Zeitung» bringt in ihrer Nummer vom 18. Dezember 1785 unter der Ueberschrift «Ernst ist das Leben» eine Verordnung aus Neuwied, die nicht nur das Kindtaufschmausen und die grossen Hochzeitsfeierlichkeiten, sondern auch die Christ- und Neujahrsgeschenke verbietet.

Zum Neujahrstag 1781 erliess Friedrich der Grosse folgenden Armeebefehl: «Ihre Majestät der König lassen allen Herren Offiziers zum neuen Jahr gratulieren, und die nicht sind, wie sie sein sollten, möchten sich bessern!»

Im nächsten Jahr lautete der Neujahrswunsch des Königs: «Ihre Majestät der König lassen allen guten Herren Offiziers vielmals zum neuen Jahr gratulieren, die übrigen möchten sich so betragen, dass Ihre Majestät ihnen künftig auch gratulieren können!»

So karg auch Friedrich der Grosse mit seinen Offizieren zur Jahreswende umsprang, sein Vater hatte sich doch offensichtlich recht gern beschenken lassen, besonders wenn es um seine langen Kerls ging. So berichtet die «Berlinische Ordinaire Zeitung» vom 28. Dezember 1715: «Die Stadt Hamburg hat dem König einen grossen Kerl für Seine Leib-Grenadiere zum Weihnachts-Praesent gesandt. Derselbe ist von einer Grösse, wohlgemachter Taille und wohlgestalteter Mine, wie sich noch keiner unter dem Corps befindet. Er wurde alsbald nach Potsdam gebracht und Seiner Majestät in voller Mondierung vorgeführt. Allerhöchstdieselben fanden an dem langen Menschen viel Plaisir und meinten, solch Anblick täte das Herz höher schlagen lassen und liessen mitteilen, der König seynd der gutten Stadt Hamburg wohlgeneiget und liessen for den trefflichen praesent vielmals danken.»

Irene Gasser

EINE PUPPE, DIE EINST TOMMY HIESS

Eines weiss ich: Ich werde dieses Jahr keine Sylvester-Party veranstalten, ich werde keine Leute einladen, die lustig sein wollen, und ich werde den Kindern nicht sagen, sie sollten mitfeiern und mitbleiessen und mittanzen. Ich werde mit ihnen irgendwo sein, im Wald vielleicht, wo der Schnee alles so weich einhüllt, dass man das Gefühl hat, das neue Jahr beginne ganz sauber und unberührt — oder in einer kleinen Kirche, wo die Dorfju-

gend aus lauter Eifer schon um zehn Uhr anfängt, das Jahr einzuläuten und erst morgens um zwei Uhr damit aufhört. Aber an einer Sylvester-Party sollen die Kinder nicht mehr teilnehmen. Schon Peters wegen nicht.

Er sah so nett aus, das letzte Jahr, hatte graue Flanellhosen an und einen weissen Pullover, und wenn er den Gästen Zigaretten anzündete und Salzmandeln offerierte, lächelten sie und fanden ihn putzig und dachten, das sei doch ein herrliches Alter, so dreizehn Jahre. Und es gab sich von selbst, dass ihn die Damen nachher, als getanzt wurde, immer wieder engagierten. Erst wollte er nicht, denn er hatte ja noch keine Tanzstunden gehabt, aber dann holte ich ihn und zeigte ihm ein wenig die Schritte, und er machte es ganz recht. Nun holten ihn auch die anderen und sagten ihm, er sei der geborene Tänzer. Das gefiel ihm, und er verlor seine Schüchternheit. Ich konnte nachher nicht mehr so recht auf ihn aufpassen; ich musste Bowle ausschenken und Cotillonzettel richten und den alten Max trösten, der in der Sylvesternacht immer das heulende Elend hat und damit nie allein daheimbleiben will. Und unser Papa musste Blei giessen und Symbole deuten und Dekorationen wieder herrichten, die Paul, der immer so schnell gewalttätig wird, kaputtgemacht hatte. Ihr wisst ja, wie das zugeht an solchen Partys; es ist oft wirklich nicht lustig, nur laut und hektisch, und die meisten Leute führen sich viel dümmer auf, als sie wirklich sind. Aber der alte Max sagt, es sei alles besser, als allein daheimzusitzen und dem nachzugrübeln, was man das Jahr durch wiederum versäumt hat.

Als alle Bowlengläser wieder einmal gefüllt waren, sagte ich meinen beiden Kleinen, sie sollten jetzt zu Bett gehen. «Peter muss auch», erklärte Martin, der nie begreifen will, dass ein um zwei Jahre älterer Bruder mehr Rechte haben soll. Ich schaute mich um nach Peter, und da tanzte er gerade vorbei mit der jungen, hübschen Rose-Marie, die erst achtzehn Jahre alt ist und den Männern, Gott weiss warum, so gefällt. Als ich noch jung war, hätte diese Rose-Marie keinem gefallen. Man achtete damals darauf, ob ein Mädchen gescheit oder zumindest lustig, ob sie etwas zu sagen hatte oder — noch besser! — diskutieren konnte. Man diskutierte damals allerlei: Pan-Europa, die Odenwaldschule, ob man Fleisch essen dürfe, wenn man nicht fähig sei, selber ein Tier zu töten, man dachte über Paul Klee nach und die Schreibweise Stefan Georges. Es ist wahr, die Zeiten haben sich geän-

dert, und einiges, was damals wichtig war, ist heute längstens überholt. Meiner Meinung nach gäbe es aber immer noch allerlei zu diskutieren, und auch die jungen, hübschen Mädchen könnten manch gewichtiges Wort mitsprechen. Aber sie sprechen dieses Wort nicht, wenigstens die nicht, die den jungen Männern gefallen wollen. Rose-Marie zum Beispiel bringt es fertig, einen ganzen Abend lang hinter ihrem Coca-Cola zu sitzen und zu ihrem Gesprächspartner gläubig «ja» und «Ah» und «Nein, wie grässlich» zu sagen, und es spielt überhaupt keine Rolle, ob er ihr von der Rekrutenschule erzählt oder von der Mickey-Mouse oder davon, dass er jedenfalls ein schwereres, organisches Leiden habe. Sie schaut ihn an wie eine sehr sanfte, gute Kuh, und dies ist vermutlich die Art, wie man die jungen Männer heutzutage anschauen muss. Denn Rose-Marie gefällt mit dieser Art jedem, die jungen Männer schwärmen um sie herum wie Bienen um den Honigtopf, und ihre Mama hat völlig recht, wenn sie erzählt, ihre Tochter könnte unter den Besten des Landes wählen.

Indessen hätte ich nie vermutet, dass schon mein Peterchen mit seinen dreizehn Jahren auf diese Art klickt. Schliesslich ist er sich doch von Haus aus etwas anderes gewöhnt, und wenn ich auch nicht wünschen will, er hätte einen Oedipuskomplex, so wäre es doch nicht zuviel verlangt, dass er sich ein wenig auch nach mir richten würde. Und das kann ich von mir behaupten: Sein Papa ist bisher mit mir immer sehr glücklich gewesen, auch wenn ich ihn niemals wie eine sehr sanfte, gute Kuh angeblickt habe. Aber gradso schaute nun Rose-Marie meinen Peter an und zwar von oben herunter, weil sie doch grösser ist als er, und er himmelte sie an, entzückt und begeistert. Ich legte meinen Bowlenlöffel hin und überliess den alten Max seinem heulenden Elend. Diese verzückten, glücklichen Augen meines Peterchens machten mir tiefen Eindruck. Genau so hatte das Büblein ausgesehen, als ihm vor acht Jahren die amerikanische Gotte jene Puppe geschenkt hatte, die seiner Photographie nachgebildet war. Das Geschenk dünkte mich damals höchst einfältig: Eine Puppe mit dem Gesicht meines Bübchens und angetan mit seinen Farmerhosen en miniature und doch ohne seine Stimme, ohne die gute Wärme seines Körperchens, ohne die ganze Lebendigkeit seiner kleinen Gestalt. Indessen freute sich Peterchen ungemain an diesem Geschenk, und er trug der Puppe all die Jahre hindurch grösste Sorge. Und auch jetzt noch nahm sie unter Segelflugmodellen und

Lieblingsbüchern einen Ehrenplatz in seinem Zimmer ein. Er beschäftigte sich sogar noch mit ihr: Grad kürzlich hatte er ihr die Andeutung eines Schnäuzleins ins Gesicht gemalt, und die weichen blonden Locken hatte er in amerikanischem Schnitt zurechtgestutzt.

Ich weiss nicht, weshalb ich plötzlich an diese Puppe, sie hiess übrigens Tommy, denken musste. Vielleicht weil Rose-Marie ein unbewegtes, langweiliges Puppengesicht hat und mein Peter sie nun so anschwärmte. Der alte Max brachte mich aus meinen Gedanken wieder zurück, indem er mir schicksalsschwer verkündete, er werde dieses Jahr ganz bestimmt einem Venusmenschen begegnen. Nicht einem Mars- sondern einem Venusmenschen, denn die fliegenden Untertassen kämen von der Venus und nicht vom Mars. Er erklärte dies auf Grund verschiedener Theorien über Planetarschichten, und weil ich kein Wort verstand, musste ich mich zumindest bemühen, ein sehr interessantes Gesicht zu machen. Das strengt mich immer an, ich höre viel lieber richtig zu und verstehe etwas, als dass ich einfach so tue, als ob, und als ich nach längerer Zeit meinen interessierten Blick wieder hob und in die Runde schweifen liess, sah ich Rose-Marie, die mit einem sehr netten, ausgewachsenen jungen Mann tanzte und ihn von unten her zärtlich und wie eine sehr sanfte, gute Kuh anhimmelte. Mein Peterchen stand in einer Ecke und rauchte wild eine Zigarette und war sehr weiss. «Jetzt ist der Arme eifersüchtig», dachte ich, «wegen eines so dummen, dummen Mädchens», und da kam eben mein Mann und sagte, ich müsste nach dem Rechten schauen, Cousine Johanna sei beleidigt worden. Cousine Johanna wird immer beleidigt, wenn sie will. Sie will das sehr oft, ja, ich habe sie im Verdacht, dass sie überhaupt nur deswegen auf Besuch geht, damit man sie beleidigt. Sie ist dann sehr schwierig und behauptet, ich sei an allem schuld, ich hätte es schon als kleines Kind fertiggebracht, dass man sie beleidigt habe. Ich mag sie trotzdem gut, es gibt ja schliesslich unter Verwandten allerlei seltsame Vögel, und mit Cousine Johanna weiss man doch wenigstens, woran man ist. Sie ist einfach beleidigt.

Als ich wieder von Cousine Johanna zurückkam, war mein Peterchen nirgends. Rose-Marie tanzte nun mit dem alten Max. Er erzählte ihr, wie die Venusmenschen aussehen, so eine Mischung zwischen Revuegirl und Erzengel, und sie sagte: «Ja», und «Ah» und «Nein wie herrlich». Und Peterchen war nirgends, und deshalb ging ich hin-

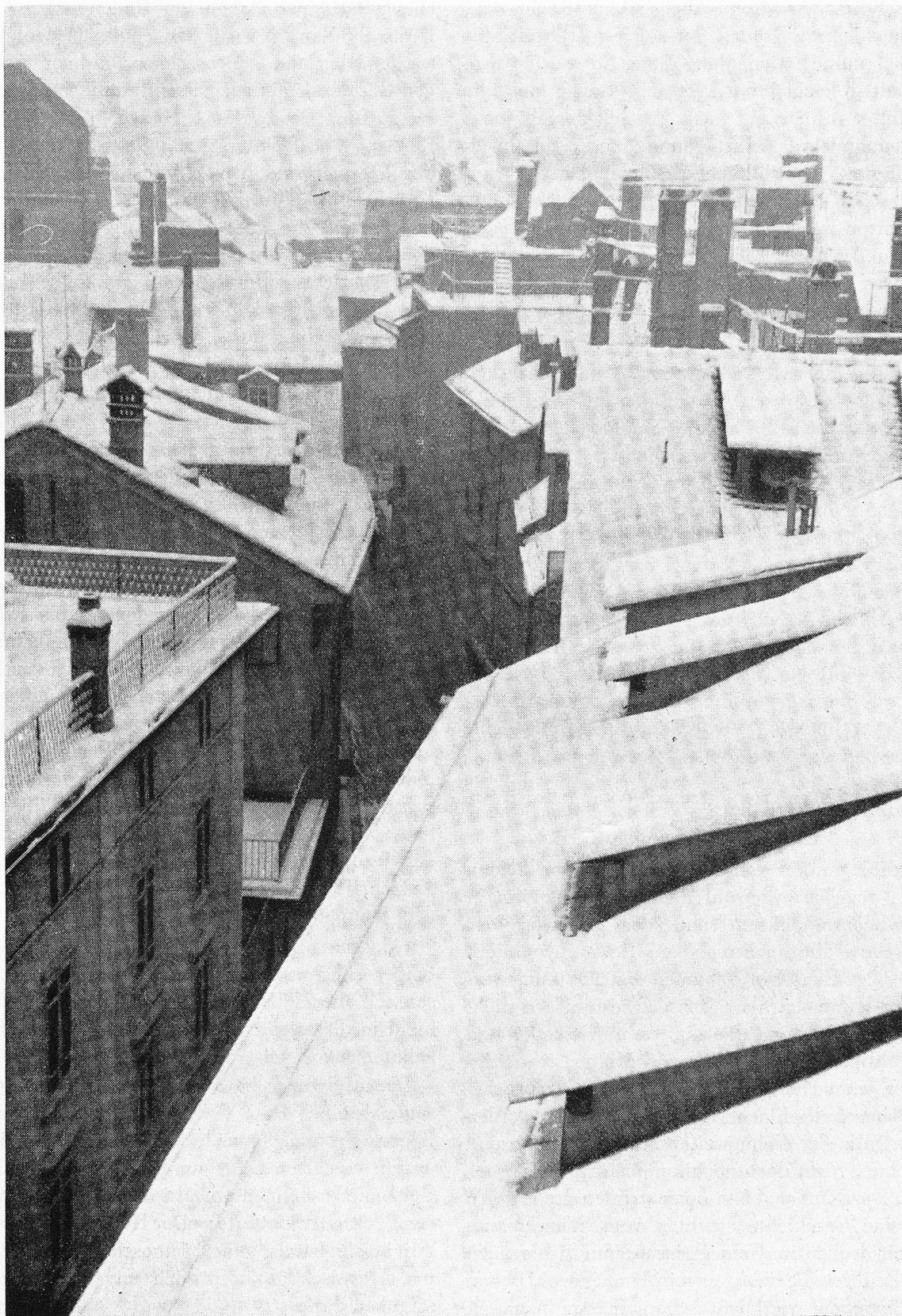
auf in sein Zimmer. Da sass er vor dem Spiegel und schaute sich tieftraurig an. Ganz genau schaute er sich an, und ich fragte ziemlich dumm: «Lieber Peter, suchst du Mitesser im Gesicht?» Ich gebe zu, dass dies keine gescheite Frage war, aber nicht wahr, ich fühlte mich ziemlich müde, schliesslich hatte ich den ganzen Tag lang ein kaltes Buffet zusammengestellt und Bowle gebraut und Möbel umgestellt, und jetzt hatte ich noch den alten Max getröstet und mit Cousine Johanna des längern diskutiert. Und warum schaut so ein Bub schliesslich kurz vor Mitternacht intensiv in den Spiegel?

Zuerst antwortete er gar nicht, und ich wollte schon eine weitere, vielleicht noch dümmere Frage stellen, aber da stiess er hervor: «Warum habe ich nur ein so rundes Gesicht, ein so rundes, dickes blödes Gesicht, und die Schultern und die Brust sind dafür so mager? Und die Zähne sind zu gross und die Nase ist zu schmal und die Ohren stehen erst noch ab? Niemand sieht so dumm aus wie ich, und den Stimmbruch habe ich auch nicht.» — Und jetzt liefen ihm die Tränen über dieses liebe, weiche, runde Bubengesicht, und ich wollte sie wegküssen, aber das merkte er und stiess verzweifelt hervor: «Lass mich bitte allein, ganz allein.» Ich verstand, dass ich jetzt nichts Besseres tun konnte, als seinen Wunsch zu achten. Ich ging hinaus und schloss leise die Tür hinter mir.

Eine Stunde später, als drunten schon alle fröhlich das neue Jahr begrüsst hatten, schlich ich mich wieder in sein Zimmer hinein. Da lag er ganz friedlich im Bett. Leise zündete ich die Lampe an. Unter den geschlossenen Augen hatte er dunkle Schatten; vom Weinen, von der Zigarette, ich weiss es nicht. Jedenfalls sah er viel schmaler und männlicher aus als vorher. Als ich mich über ihn beugte, stiess ich mit dem Fuss an etwas Weiches. Ich bückte mich und, was glaubt ihr, lag da, zerrissen und zerfetzt, zerschnitten und völlig unkenntlich gemacht? Die Puppe, die einstmal Tommy hiess und die jenem lieben, blonden Bübchen Peterchen nachgebildet war. Er hatte sie zerstört, weil sie kein Mann war mit breiten Schultern und hageren Zügen und dem Stimmbruch.

*

Mein Peter weiss jedenfalls nicht, dass er damals endgültig ein neues Jahr angetreten und viele vergangene beschlossen hat. Er weiss es nicht, und darum schmerzt es ihn auch nicht. Dieses Jahr könnte er nun tanzen, und es gäbe einige Mädchen, die zu ihm aufblicken müssten, denn er ist ein



Winterliche Romantik in der Altstadt Photo H. P. Roth

ganzes Stück gewachsen. Aber es könnte sein, dass nun der kleinere Bruder, der sowieso frühreif sein will, auf dumme Gedanken käme. Sie werfen ihre Kindheit so leichtsinnig weg, diese Buben, und nur die Mütter trauern ihr nach. Als ich damals jenes Lumpenbündel, das einst Tommy hiess, stillschweigend in den Kehrichtkübel warf, war ich sehr traurig, obschon ich ja die Puppe nie gemocht hatte. Und darum werde ich an diesem Sylvester mit den Kindern irgendwo sein, wo man das Gefühl hat, alles, was jetzt kommt, sei ganz sauber und unberührt und neu und schön . . .

Johannes Bollin

DER MANN, DER DEN SCHNEE BRACHTE

Eine Neujahrsgeschichte

In diesem Jahr hatte es auf Silvester keinen Schnee gegeben, wiewohl die alten Leute ihn in den Gliedern spürten und der Sprecher der Wetterwarte ihn mehrmals am Radio prophezeit hatte. Die Menschen schauten betrübt zum verhängten Himmel empor, aus dem es einfach nicht schneien wollte, und die Kinder, unwissender und ungeduldiger als ihre Väter und Mütter, erkundigten sich weinerlich, was wohl aus der versprochenen Schneeballschlacht am Neujahrstage werden würde, falls der Föhn weiter bestehen bliebe und der Schnee nicht doch noch kommen wollte.

Nun — Kinder kann man trösten und ihnen auch eine Geschichte erzählen vom Schneemann, der weit droben im Gebirge hause und bisher noch keine Zeit gehabt habe; er würde aber wohl schon noch kommen, vielleicht schon in der nächsten Nacht. Was aber soll man mit Erwachsenen anfangen, die mit frisch gewachsenen Skiern stundenweit aus der Stadt in ein kleines, schmuckes Bergdörflein heraufgekommen waren, nur um dort

ebenfalls keinen Schnee zu finden? Was, in des Himmels Namen, sollte ein geplagter Hoteldirektor im Oberland seinen schnee- und sonnensüchtigen Gästen als einigermaßen tauglichen Ersatz anbieten für weiss beglänzte Hänge, herrliche Schussfahrten in der Wintersonne und in ehrlicher Sportbegeisterung verstauchte Gelenke und gebrochene Knöchel? Wie ist mit launischen Stadtmenschen umzugehen, die mit griesgrämigen Gesichtern in der Halle herumhocken, auf den unzuverlässigen Wetterbericht schimpfen und am Entschluss herumkauen, ob es nicht vielleicht das Klügste wäre, wenn man Skier und Gepäck sogleich wieder verladen würde, um wenigstens einen Teil der Silvesternacht noch drunten in der Stadt zu verbringen?

Der Hoteldirektor im kleinen Dorf, von dem in unserer Geschichte die Rede sein soll, war ein erfahrener Mann und in seinem Berufe in Ehren ergraut. Nicht zum erstenmal in seiner Laufbahn spielte ihm das Wetter einen Streich. Darum hatte er, die Reaktion seiner Gäste weise voraussehend, drei Mann aufgetrieben, von denen einer lediglich die Harmonika zog, ein anderer die Klarinette spielte und der dritte dumpfe Töne aus den Saiten seiner zerschundenen Bassgeige hervorzuzaubern wusste — ein ländliches Tanztrio mit andern Worten, das zur Not für eine Ballnacht herhalten mochte. Und als die ersten Gäste verärgert die Schwelle seines zweitklassigen Hauses überschritten, war der Direktor eben mit dem alten Portier dabei, ein mächtiges Stück Pappkarton mit der Aufschrift «In der Silvesternacht Maskenball» über dem Haupteingang zu befestigen.

«Maskenball — so ein Blödsinn!» schimpfte ein langer Lehrer aus dem Unterland, als er die Tafel sah. «Woher soll unsereiner plötzlich ein Narrenkleid in dieser gottverlassenen Gegend ohne Schnee bekommen?»

Darauf wusste der geschäftstüchtige Hotelier sogleich einen Rat: «Wir haben dafür gesorgt. Es liegen ein paar ganz nette Kostüme bereit, die unsere verehrten Gäste um ein bescheidenes Stück Geld mieten können.» Und indem er keuchend von der Bockleiter kletterte: «Der Herr Oberlehrer gäbe mir beispielsweise einen famosen Ritter mit Helm und Harnisch ab, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf . . .»

Der Lehrer aus dem Unterland schien sich an der Idee, als klirrender Blechhaufen ins junge Jahr tanzen zu müssen, nicht so recht begeistern zu können. Dafür leuchtete die Sache seiner Frau